Wie in Rom der Regen fällt

Teil I von XIII | RQHB | MMXXVI

Ouvertüre
(Deklarationen)

N.

Es beginnt, wie es muss: mit einem Geheimnis. Dem Geheimnis der Welt, das in ihrem Dasein zu finden ist. Wie ist sie beschaffen, wie erschaffen? Zuerst das Rätsel, dann die Frage.

Der Deus absconditus, der verborgene Gott, mutet uns das Fantasieren zu, denn antwortlos bleibt alles Fragen, wenn man nicht glauben will, was unglaublich scheint: das Wunder einer guten, einer geordneten Welt, in der wir uns in ihr bedenken.

Aber Zumutung bedeutet immer auch Zutrauen, daher ist die Fantasie nicht Not, sondern Tugend. Mutig ist nicht, wer das Fragen abtut, sondern mutig ist, wer das Antworten scheut. Wer fragt, der öffnet sich; wer aber sagt, der schweigt.

Wer schweigt, weil sagt, nicht fragt, der lebt nicht mehr, als nur ein Ding es tut (denn auch Dinge sagen, aber fragen nicht). Wer fragt, nicht sagt, ahnt: Es gibt mehr zu sehen, als wir sehen; es gibt mehr zu hören, als wir hören; es gibt mehr zu denken, als wir denken – können. Könnten wir, mehr als wir jemals werden können können, können?

Was wir immer können, das ist, nur Mut: Fantasie! Trauen wir sie uns zu, dann trauen wir uns ihr zu: Im Schaffen liegt das Schöpfertum, im Geschaffenen ein Wille. So ist es Kunst, die uns antwortloses Fragen zeigt und ein Dasein, willentlich.

Eine Mahnung: Wenn wir fraglos sind, ist fraglos arg das Dasein und es selbst wird leblos, willenlos, darum dinglich … und dies willentlich?

Leben ist nicht nicht sterben, sondern sterben ist leben; im Tod schließt die Geburt und wirklich gelebt hat erst, wer gestorben ist. Ohne Ende ist anzufangen der Mühe nicht wert, denn was ist schon etwas wert, wenn Wert nicht Zeit bedeutet?

So ist der Beginn aller Anfänge auch der Beginn aller Enden. Das Omega ist erst durch das Alpha, das Alpha erst im Omega.

Dass ist, was ist, ist kostbar, weil es ist – die Welt willentlich: Daseinszwang ist Absicht; willenlos nur das Nichts. Da stehen wir und bezeugen immer unfreiwillig, indem wir selbst sind, und manchmal willentlich das Dasein der Welt. Was wir tun, tut dies an uns. Was wir tun, tut dies an uns.

I. Constitutio peccati et responsabilitas

Was wir tun, tut dies an uns, denn unser Tun ist die Gestalt unseres Seins. Unser Tun ist die Gestalt unseres Seins.

Unser Geist – endlich und beschränkt – kann nur tun, was er auch denken kann. Was er tun kann, das ist beschränkt und es ist endlich durch seine eigene Beschränkung und Endlichkeit. Wir sind im Geiste, aber durch unseren Körper: Leib sind wir. Darum ist unser Denken nicht gleich dem Körper, aber dennoch durch ihn begrenzt; wir sind bedingt durch die Materie. Wir sind im Geiste nur, was wir denken und denken können. Vor allem: Dass wir denken können, sind wir. Dies aber nur

durch unseren Körper … und auf ihn hin sind wir verworfen.

Als geistige Wesen ist Materie unsere Bedingung. Unsere Bedingung, ja, aber nicht Erfüllung. Bedingung der Erfüllung und darum hoch zu achten, ja, nicht aber Erfüllung als solche, denn diese hieße dann Beschränkung des Geistes zur Geistlosigkeit.

Weil wir aber im Geiste sind und auf den Körper fallen, mit dem wir leiblich werden, gelten wir nur dort als seiend, wo dieser anzutreffen ist. Die Gefahr ist, dass wir unser Sein mehr als körperlich begreifen, denn als geistig. Dass wir das Sein insgesamt als geistlos denken und folglich uns als geistige Wesen aus der Wirklichkeit herausschneiden, während es doch tatsächlich beides zugleich ist: Geist und Materie. Uns nur leiblich verortend und seiend denken könnend, sind wir also versucht, das Leben, das wir führen, allein auf diesen Ort hin zu leiten: Ich. Weil wir endlich, weil wir beschränkt sind durch die physikalische Bedingtheit unserer Existenz, sind wir auf uns selbst verworfen, sind wir versucht, uns selbst blind zu machen für das je andere.

Weil wir aber denken können, können wir uns aus der Beschränktheit erheben, müssen wir dem Ich das Du erwidern, das den anderen in uns und uns in den anderen begegnet. Weil wir denken können, müssen wir miteinander, füreinander, voneinander Leben. Denn wir sind Gestaltgeber unserer Selbst; der Körper folgt dem Geist, der Kosmos übersteigt das Chaos. Denn Denken ist die alleinmögliche Befreiung von der Kausalität physikalischer Bedingtheit. Wir sind leiblich – als Geist und Körper – Gastgeber höherer Zusammenhänge: Sein ist Gedachtwerden durch den Deus absconditus.

II. Die Hand, oder: Wein und Blut

Aus dem Wasser das Leben, aus dem Leben das Leben, aus dem Leben das Leben und aus dem Wasser der Wein: der Mensch, das Wunder.

Der aber noch nicht Mensch ist, begreift noch nicht, erst muss er ganz das Greifen lernen. Das Greifen lernen bedeutet: das Greifen gelehrt zu werden. Also wächst ihm eine Hand aus dem Arm, mit der er greifen kann. Weil er mit Händen greifen kann, kann er auch diese greifen und begreifen: Bezogen sind sie auf das Gegenüber ihres Griffs.

Diese Bezogenheit auf das je in ihr Liegende ist zugleich ihre Grenze, denn was in der Hand liegen kann, das liegt zumeist woanders, sodass die Hand – wenn sie begreifen will – das ihr Verfügbare vom ihr Unverfügbaren scheiden muss. Das bedeutet, sich auch der Möglichkeit des Unverfügbaren hinzugeben. So ist die Hand im Verfügbaren befreit und im Unverfügbaren gebunden. Begreifen kann sie, kann der erste Mensch im Bewusstsein ihrer also auch seiner Grenzen.

Kein Werkzeug gab es in der Geschichte der Menschheit, das nicht Erbe der Hand gewesen wäre. Kein Artefakt, das nicht die Hand zur Urmutter hat: Ein Ziegel ward von Hand gestrichen, dann im von Hand geschlagenen Feuer gebrannt. Ein Haus ward aus handgemachten Ziegeln von Hand gestapelt. Ein Stück Metall ward von Hand aus dem Berg geschlagen, von handgemachtem Feuer erhitzt, in handgemachtem Ofen verhüttet, in handgeformte Form gegossen. Metallene Teile von Hand gefügt, von Hand montiert. Die Teile wurden Maschine und die Maschine stellt nun Ziegel her, die von Hand gestapelt Bauwerk werden. Im Bauwerk werden Maschinen gefügt, die Maschinen fügen.

Doch welche darunter wäre möglich gewesen ohne die Hände des ersten Menschen? Durch das Teleskop sind es zuletzt doch die Hände, die die Sterne begreifen.
Wer glaubt, Maschinen über Hände heben zu können, glaubt, sich selbst in die Höhe ziehen zu können. So oder so … Begreifen bedeutet Erkenntnis und Erkenntnis folgt der Natur, denn die Natur bringt den Begriff des Begriffs durch das Greifen erst hervor. Die Formung der Form ist, was der Mensch mit seinen Händen tut, also Verlängerung der Natur hin zur Übernatur (und oft leider zur Gegennatur).
Naturerkenntnis ist es, die aus der Natur folgt, denn die Hand ist Natur und jeder erkennende Griff ist erst möglich durch diese Natur. In uns kommt sie zum Bewusstsein. Zu einem Bewusstsein aber, das nicht eins mit ihr ist, sondern ihr unverfügbar – ganz so wie der Hand die Erkenntnis unverfügbar ist, obwohl sie deren Bedingung ist.
Warum haben wir ein Empfinden für Schönheit (über Notwendigkeit hinausgehend)? Warum haben wir ein Auge für die Schönheit des Nachthimmels, für die einer Berglandschaft oder des Feuers oder des Meeres oder der Schmetterlinge oder der Blumen oder der Jahreszeiten oder der Geometrie, der Zahlen, der Gedanken, des Denkens, der Erkenntnis als solcher? Nichts davon ist Not. Warum gibt es diese Dinge? Hat je ein Tier sie bestaunt, bedacht und in Begriffe gebracht – in dieser Vielfalt und zu solcher Freude?
Ist all das natürlich – oder schon übernatürlich? Ist unsere Natur nicht in sich grenzüberschreitend, gerade dadurch, dass wir nicht auf unsere Physiologie reduzierbar sind, sondern diese geistig überschreiten? Andernfalls wäre uns das Leben einerlei, egal, wie es geführt würde, solange wir nur Brot zum Essen und Wasser zum Trinken haben. Es gäbe keine Geschichte. Aber es gibt Geschichte! Wie sonst wäre Leben, wäre Entwicklung möglich, Kunst möglich und Religion? Gerufen sind wir, von Natur aus, zur Übernatur. Von der Übernatur berufen, die in der Natur bereits vorhanden ist.
Das Sollen liegt im Sein. Es ist in ihm verborgen und erkennbar zugleich, denn das Sein ist Bedingung jeder Erkenntnis, der des Vollkommenen und der des Unvollkommenen. Wer ist, weil er denkt, kann den feinen Unterschied erkennen: Ist Erkenntnis das Soll im Sein? Offenbarung.
Sternenhimmel, die fernen, fordern heraus zu sich: den Menschen, also uns. Zuerst begreifen wir die Welt und diese uns mit Händen. Das Absolute unsichtbar vor Augen.

III. Intermezzo I: Wesensfreiheit

Wir sind leiblich – mit Geist und Körper – Gastgeber höherer Zusammenhänge: Sein ist Gedachtwerden durch den Deus absconditus. Freiheit liegt in unserem Wesen wie das Sollen im Sein. Wirklich frei, ist erst, wer sie ganz überblickt. Höchste Freiheit ist, wohin viele Wege führen, aber keiner fort: Auf dem Nullpunkt allen Wollens kehrt sich Wille in Erhalt. Freiheit ist ein Berg. Ganz oben ist sie still in sich und will nichts mehr und nirgends hin. Dort ist der Mensch von der Freiheit befreit. Ist er also gefangen oder frei? Wer frei von Freiheit ist, kennt auch ihr Gegenteil nicht mehr. Am Nullpunkt allen Wollens ist alles nur noch Umstand des Selbst, nicht mehr Bestand. Dort ist das Wesen des Selbst die Freiheit selbst – die Wesensfreiheit.
Sie ist die Freiheit, zu sein, was zu sein, nicht natürlich, sondern naturgemäß ist. Es sei, wie es soll. (Nicht: Es soll, wie es ist.)

Das Sollen wollen ist höchste Freiheit. (Nicht: Das Wollen sollen.) Nicht aus uns selbst heraus können wir, was wir sollen, sein. Nur in der Begegnung von Innen und Außen wird, was soll, erkennbar.

IV. Schöpfung und Kunst

… die Gelehrten sagen, nach einem „davor" zu fragen, ergäbe keinen Sinn, denn die Zeit ist Teil der Welt, ist selbst Schöpfung und so der Übertretung in die Transzendenz nicht fähig. Gleichwohl eine andere Frage kleiner scheint, ist sie doch dieselbe, und an ihr wird schneller klar, dass die Antwort auf diese wie die andere uns verborgen bleiben wird und muss: Wer kann schon sagen, was die eigene Seele vor der Zeugung ihres Leibes als Sitz hat?

Wir können nicht überwinden, was unüberwindbar ist. Aber der Mensch ist, sofern wir sagen können, immer ein Wesen der Selbstüberschreitung gewesen. Er sendet und aus der Vergangenheit seine Zeichen. Man nennt sie Kunst. Diese Lehre aus allen Gestern hilft uns heute, hilft uns morgen; greifen wir also zurück:

Als manche der Hominiden begannen, ihren Weltbezug zu verändern, indem sie Steine und Äste als Werkzeug nutzten; als sie begannen, mit diesen nicht bloß zu jagen, sondern auch ohne Not zu erschaffen, da war die Kultur geboren: eine durch einen an der Vorstellung von Nichtseiendem bemessenen Willen überformte Natur. Genauer: Als unter den Hominiden manche erzeugten, was keine Waffe ist und keine Kleidung – als darunter manche erzeugten, was nicht den Durst und nicht den Hunger stillt: da war der Mensch in der Kunst und durch die Kunst geboren: Er schuf Musik aus Knochen, indem er Flöten schnitzte; er schuf Geschichten, indem er Bilder malte. Nichts davon war ihm Nahrung, nichts Schutz vor Tieren und dem Wetter, doch seitdem lebt er nicht mehr ohne sie … Sie ist in uns angelegt, wie die Zeit in der Welt. Die Spanne von idea und res zu überbrücken, ist das Bestreben des Menschen, indem er seiner Natur gemäß, den Körper (res) an den Geist (idea) annähert. Nicht aber umgekehrt, die idea in der materia aufzuheben. Denn das hieße, zum Stein zu werden – nicht nur still, sondern auch stumm.

Zuweilen gab es und gibt es Kriege, Hunger, Krankheit, Hass – Zeiten des Mangels. Mangel des unmittelbar Notwendigen. Und doch lebt der Mensch nicht vom Brot allein: Allen diesen und anderen Widrigkeiten trotzend gab es, seit es den Menschen gibt, niemals mehr eine kunstlose Zeit, einen kunstlosen Ort, einen kulturlosen Menschen. Die Kunst ist es, in der wir unsere Chance auf Menschwerdung sehen: Wenn die Kultur die Überprägung der Natur durch einen an der Vorstellung von Nichtseiendem bemessenen Willen ist, dann ist Kunst der Versuch, das Nichtseiende, das gut und wahr und schön ist, wirklich sein zu lassen, sodass die Wirklichkeit als über ihren sichtbaren Anteil hinausreichend erkannt wird, wie der kunstschaffende Wille sich dem Absoluten annähert. Oder anders: Weil die Welt über sich hinaus verweist, musste der Mensch zur Kunst gelangen, um ganz Mensch sein zu können. Das heißt auch: Kunst ist immer Kult, ist niemals nicht religiös. Im Menschen ist mit der Kunst etwas angelegt, das bis in die Tiefe seiner Existenz reicht (anders als mit etwa der Krieg es von sich behaupten darf). Und aus der Tiefe seiner Existenz und damit unvermeidbar ist in uns der Wille zur Selbstüberschreitung, zum aus sich Herausgehen, ja, der Wille zum Erreichen des

Jenseitigen, das hinter dem Empirischen liegt. Darum singt der Mensch, forscht der Mensch, malt der Mensch, erkundet der Mensch, denkt der Mensch und baut der Mensch …

Das alles liegt in ihm, seit er wurde, was er ist, tief wie Lunge, Herz und Magen – also baut, denkt, erkundet, malt, forscht und singt der Mensch. Tut er dies nicht, unterschreitet er sich selbst. Was gälte ihm höher als seine bloßen Triebe? Tut er dies nicht, wird er wieder Tier!

Weil die Selbstüberschreitung und die Weltüberschreitung uns wesentlich sind, müssen wir fragen: Was war davor? Aber weil wir die Antwort kennen, die nicht sagbar ist, müssen wir wiederum uns selbst überschreiten, müssen wir unser Denken überwinden, bis sich zuletzt das „was" zu einem „warum" verwandelt? In diese viel grundlegenderen Frage mündet die ganze Welt: Warum ist der Mensch ein Wesen der Selbstüberschreitung? Warum ist er überhaupt und warum ist überhaupt Etwas?

Das Warum führt in die ganze Tiefe des Denkbaren: Was ist überhaupt Etwas, wenn es ist, sodass wir fragen können, warum es sei? Oder anders: Warum muss der Mensch „warum" fragen? Weiter: Warum überschreitet der Mensch sich selbst? Weil die Wirklichkeit in ihm und insgesamt aus einem Überfluss heraus existiert, der sich niemals im Unmittelbaren ganz vergibt: Die Welt ist schöner, als sie sein müsste, der Mensch ist größer veranlagt, als er sein müsste, die materielle Wirklichkeit ist ordentlicher, als sie sein müsste … Was müsste denn überhaupt? Muss die Welt oder ist nicht auch sie ein Überfluss über das Notwendige, über das ökonomische Maß hinaus, das immer nur ein statisches ist – das Nihilum?

Weil also überhaupt etwas ist, kann erst ein Wesen sein, das sich selbst in diesem Sein bedenkt (in beständiger Selbstüberschreitung, die wir Kunst nennen). Oder in theologischem Ausblick: Weil Gott ein Schöpfer ist, muss der Mensch ein Künstler sein.

Die Kultur, der Wirkungsraum menschlichen Willens, ist so groß, wie der Mensch imstande ist, sich nicht zu unterschreiten. Damit ist der Raum geöffnet, aber richtungslos das Leben, das darin gelebt wird, wenn ohne Ziel, ohne Soll.

Das Ziel des Unmittelbaren, Körperlichen ist wiederum das Unmittelbare, das Körperliche, und es muss gepflegt werden, ist es doch die Bedingung unserer Existenz und dafür, dass wir uns nicht allein dadurch bestimmt wissen. Das Ziel des alles Unmittelbare überwindenden Strebens, muss als absolut geglaubt werden, wenn der Mensch nicht in babylonischer Verwirrung sein Schicksal im allein Unmittelbaren der Materie finden will, denn die uneinholbare Überschreitung seiner Person ist über jede Bedingtheit erhaben: Weil die Welt Schöpfung ist, ist Kunst des Menschen bestes Tun: Kunst ist, in vielfältiger Weise, liebevolles Handeln am Menschen. In ihr ist er, was er werden soll.

V. Prometheus / Saccopastore

Die Welt, ganz Geheimnis, zeigt sich uns in uns und durch uns. Das Tier, gleichsam bewusst, zeigt Spiegelungen dieses Geistes und selbst die Pflanzen sind nicht geistlos. Naturgeister waren es, die die Natur bevölkerten, unsichtbare Chiffren, so glaubten wir einst, beseelter Naturdinge. Ganz und gar: des Menschen Gegengewicht, aus dem er sich speist, indem er tötet, das er selbst speist, indem er stirbt. Das Jagen nach Lebendigem war Jagd nach Leben;

das Verzehren von Totem verzehrte den Tod; das Leben ist unsterblich wie der Geist im Menschen.

Wo wir mit Werkzeugen nicht zerstören, sondern erzeugen wollten, da war die Kultur geboren. Jener Wille, in dem das Sein sein Sollen austrägt, ist es, der das Sollen im Sein gebiert. So wird in der Willkür der unmittelbaren Natur plötzlich das Prinzip gefunden: im Jahr der Rhythmus, im Wetter die Chance, im Tier und in der Pflanze der Nutzen und erst im Erkennen die Wahrheit …

… in Stein und Zunder: Feuer, das Prometheus brachte! Wille ist, im Chaos des Unmittelbaren das telos zu suchen, das Ziel, in das hinein ein jedes Prinzip münden muss. Im Licht des Feuers erscheint die Welt ganz neu: Rauchfleisch überdauert lange Zeit, Suppe wird möglich und Behaglichkeit – und so war der Winter weniger Kampf als vielmehr Umstand. Umstand wurde der ganze Jahresrhythmus; Umstand wurde das Wetter. Denn vom Ziel her, vom telos, erkennt der Mensch in leeren Fellen seine Kleidung, in der Höhle das Haus, im Weizenkorn den Acker sowie in Wald und Stein das Bauwerk (und geht ihnen entgegen durch die causae); das telos ist Bestand des Menschseins und durch es werden Naturdinge Umstände und schließlich beständig. Bestand hatten die Naturgeister nicht.

Denn im Licht des Feuers wichen die schattenhaften Naturgeister den Göttern. In deren Namen begegeneten dem Menschen die Naturkräfte. Das Chaos des Unmittelbaren wurde Ausdruck weniger, aber mächtiger Gottheiten. Sie waren nicht mehr Chiffren der einzelnen Naturdinge, sondern zuerst der Naturgewalten und dann der Naturprinzipien. Der Mythos erzählte von einem in ihnen tätigen Willen. Aber auch von einer unbesetzten, sie übersteigenden Macht, denn sie kämpften ihrerseits darum – ganz menschlich – sich in die Sphäre des letztgültig Göttlichen zu erheben: die Allmacht eines Weltenschöpfers oder Weltenzerstörers!

Diese Götter waren Abbilder des Wollens im Sein. Ihre Besänftigung durch Opfergaben erschien als das Sollen im Sein. Mit ihrem Bewusstsein traten sie dem Menschen übermächtig gegenüber. Zugleich wurde der Mensch selbst über die Natur mächtig, indem er sie nicht nur konsumierte, sondern konstruierte: Landwirtschaft. Nahrung war nicht mehr Umstand, sondern Bestand – die unmittelbare Unverfügbarkeit des Notwendigen wurde prinzipiell unmittelbare Verfügbarkeit.

Es war ein großer Schritt, der aber einen Schatten wirft, in dem der Mensch sich seitdem verlieren kann: im Wunsch nach Allverfügbarkeit. Seitdem kämpften die Menschen, stolz und hochmütig wie einst die Götter, immer wieder darum, sich in die Sphäre des letztgültig Göttlichen zu erheben, in die Allmacht eines Weltenschöpfers oder Weltenzerstörers!

VI. Der römische Mythos im Licht des Feuers

Es war der Mensch, der den Wolf bändigte. Er erkannte in diesem Tier die seinem Willen untertänige Natur. Denn als wir mit Werkzeugen nicht bloß jagen, sondern auch erzeugen wollten, da war die Kultur geboren. Der Wolf wurde kultiviert durch Wort und Tat und zuletzt war es dieses kultivierte Tier, das Romulus und Remus aufzog.

Also waren Romulus und Remus nicht tierisch, denn auch der Wolf war nicht mehr gänzlich Tier. Das vom Menschen kultivierte Tier kultivierte den Menschen, der

fortan sich selbst willentlich überformt weiß. Der Mensch als Produkt seiner selbst. Es war ein großer Schritt, der einen langen Schatten wirft.

Der Mensch weiß sich seitdem durch den ihn formenden Willen bedingt. Gewollt im Prinzip seiner Selbstüberschreitung, die ihm (immer noch) Natur ist, die in ihm zugleich Kultur geworden war. Diesen ihn formenden Geist der Urahnen in sich wirksam spürend bezeugt der Mensch als einen ihn völlig überschreitenden Willen, als ein höchstes Prinzip: antiker Ahnenkult als eine noch unreine Philosophie des ersten Bewegers …

In Gestalt der latinischen Brüder steht uns der ganze, der halbrohe, der moderne, der sündige Mensch gegenüber; in ihm die Kultur als Fortführung und schließlich immer mehr als Gegenüber der Natur. Der Mensch war die sich in der Kultur ausdrückende Selbstreflexion der Natur.

Es ist der Mensch, der Kunst betreibt, die über alles unmittelbar Notwendige hinausgeht, die ihm aber doch mittelbar notwendig ist, denn er ist erst darum wirklich Mensch, weil er sich überschreiten will im Spiegel seiner selbst.

Er ist emanzipiert und doch nicht imstande sich ganz zu transzendieren, denn er war immer, er ist und er wird immer durch das Irdische bedingt sein: Geist in einem Körper. Diesen letzten Schritt seiner Werdung kann er nicht tun – er muss für ihn getan werden. Sterben muss er um seiner selbst willen. Der Mensch sind wir.

VII. Intermezzo II: Leda und der Schwan

Der Mythos der Leda trägt in sich eine Erinnerung an die magische, noch vormythische Frühzeit der menschlichen Geschichte: Zeus erschien der Prinzessin Leda in Gestalt eines Schwans – als durchgeistigte Natur, gestalthafte Übernatur, aber nicht als erkennbare Gottheit. Der Zeusschwan war ihr also noch ganz ein Tiergeist, wie die frühen Menschen sie glaubten.

Tatsächlich aber stand dahinter die Gottheit, die personifizierte Naturgewalt. Sie gab sich sanft, indem sie dem Menschen Leda in weiße Federn gekleidet, also verkleidet vor Augen trat. Die Naturgewalt warb um Leda, bedrängte sie … und Eros wurde Bedrohung, denn Zeus nahm sich, was er wollte. Brutal ist die durchgeistete Natur; sie verfährt mit den Menschen nach Belieben. Naturgewalt kennt höchstens Gnade, aber niemals Erlösung.

Später wird Leda Eier legen oder gebären, aus denen Menschen schlüpfen. Nichts ist von der Göttlichkeit geblieben als zerbrochene Schalen. Mit diesen Scherben entzaubert sich die Verkleidung des Zeus und der Mensch ist wieder auf sich selbst verwiesen. Der Mensch ist allein; hinter den vielen Göttern steht manchmal nur er selbst.

So wird auch Zeus selbst entkleidet: Er ist dem Menschen kein wirkliches Gegenüber. Die alten Götterwelten sind, ja, unsichtbare Spiegelbilder des Menschen mit seinen Leidenschaften.

Die Götter stammen, so dachten wir, aus der metaphysischen Sphäre, in die hinein wir streben, sind aber doch nur Zwischenwesen, die nach der physischen Wirklichkeit streben, aus der wir kommen: Der Kontakt mit Ihnen hält den Menschen in der Schwebe zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

(Darüberhinaus finden wir in Leda die Knospe angelegt, deren spätere Blüte Rom heißen wird: Leda gebiert Helena, die das Schicksal Trojas besiegelt, dessen Untergang Aeneas ins Latium treibt, woraus die

Stadt Alba Longa entsteht und schließlich die Ewige Stadt.)

VIII. Neferneferuaton oder das Feuer

Vor dreiunddreißig Jahrhunderten und einem halben traf Pharao Amenhotep IV. eine Entscheidung. Aber traf er sie, weil er es aus uns unbekannten Gründen wollte, oder war er es, der sie auszuführen berufen war, weil die Entscheidung selbst in der Natur der Dinge lag (oder liegt) und er sich ihrer Erkenntnis fügen musste – noch einmal: Handelte der Herrscher aus eigenem Ermessen, aus vorübergehendem politischem Kalkül, zuletzt also willkürlich – oder folgte er einer wirklichen Erkenntnis, also einem Umstand, den man weder Kalkül noch Sentiment beugen kann, also der Wahrheit? In diesem Pharao tritt uns erstmals in der Geschichte mit ganzer Kraft die Frage nach der Wahrheit entgegen: der unveränderlichen, der man folgen kann, indem man sich ihr beugt oder die man verleugnen kann, indem man sich verbiegt.

Die Wahrheit ist geduldig, aber der Mensch ist es nicht und vielleicht deswegen traf Amenhotep IV. die Entscheidung, für die wir ihn heute kennen, so kompromisslos, dass ihren Blüten nur eine kurze Lebenszeit beschieden war, bevor man sie zurückschnitt.

Die vorausgehende Frage lautet: Wenn die vielen Dinge in der einen Welt durch partikuläre Götter bestimmt werden, ist auch die Welt insgesamt durch diese geschaffen, also eigentlich partikulär, unzusammenhängend, chaotisch? Wir kommen darauf zurück …

Aus der Tradition des Sonnengottes Ra, der als wichtiger, aber doch nur als einer unter mehreren Göttern bestand, gestaltete der Pharao einen neuen Kult der Sonne: Aton, als Sonnenscheibe am Himmel sichtbar fern und über alles Irdische erhaben, ist Macher der Zeit, ist einziger und so auch Gott aller Welt, dem kein anderer gleichkommt, Schöpfer nach eigenem Willen, kosmischer Herrscher. Dieser Gott ist allein als einer und einziger und entzieht so aller übrigen Religiosität die Kraft. In Aton ist nur mehr ein in der Sonne verkörpertes kosmisches Prinzip, das die Welt bestimmt, Fluchtpunkt allen Seins: Aton erschafft das unendlich Viele aus sich, dem einen; er ist die Zeit selbst, durch ihn ist, was ist; die Erde entsteht auf seinen Wink; er erscheint am Himmel und Leben erblüht, er verschwindet hinter dem Horizont und das Leben verblüht; aus Wasser macht er die Menschen; alles ist errichtet für seinen Sohn, der aus seinem Leibe kam …

Der Pharao ist Nefer-cheperu-Re-wa-en-Re, allein vollkommen irdische Gestalt des Ra; er ist Sohn des Aton. Diesem allein war der Gott bekannt und er nannte sich fortan Echnaton: der Aton dient. Manche sagen, in der Gestalt des Echnaton sei erstmals in der Geschichte wissenschaftliches Denken erkennbar (wenn auch nach heutigem Begriff ungestalt): Denn im Licht Atons ist die Welt frei von magischen Verklärungen. Es gibt keine Naturgeister, keine unsichtbaren Chiffren. Nur das eine Höchste, in dessen Angesicht der Kosmos ist und der Mensch lebt. Durch ihn ist die Welt einheitlichlich und erst darum wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich.

Was sollten andere, zusätzliche Gottheiten diesem Gedanken der Einzigkeit Gottes nehmen oder hinzufügen können, das nicht bereits enthalten war: Wer sollte über das Sein herrschen als dieser; wer sollte das Schicksal lenken als dieser; wer sollte die Toten zu sich nehmen als dieser?

Weil wir uns denkend aus der Beschränktheit der Kausalität physikalischer Bedingtheit erheben können, ist der dies zum Prinzip erhebende Gedanke zugleich schöpferisch wie religiös: Kunst ist Kult. Wenn wir Gestaltgeber unserer Selbst sind (weil unser Tun die Gestalt unseres Seins ist), indem der Körper dem Gedanken folgt, ist aller Kult der Sinn des Geistes. (Was ist also Wahrheit?)

IX. Exodus, Existenz, Exil

Der Kult des alleinigen Sonnengottes schwand bald nach Echnatons Tod. Er musste scheitern, denn der Kult der Sonne kommt vom Pharao und die Macht des Pharaos kommt von den Göttern, den vielen und verkleideten Naturgewalten, nicht vom All-Einen selbst. Diese Macht ist geschöpfliche, nicht schöpferische. Diese (und darum auch Echnatons Kult) kann nicht in das letztgültig Göttliche vordringen. Der Deus blieb absconditus. Sein Wille ist nicht Wunsch von unserem Wunsch. Die Zeit war noch nicht gekommen.

Manche sagen, Echnatons Erbe hätte durch Moses in der Religion Israels zu strahlen begonnen. Moses aber – Kind von (einstig) Herrschenden, Kind von (einstig) Versklavten – war nicht Mittler fremder Traditionen, sondern Mensch und als Mensch gefangen in der Frage, die wir alle beantworten müssen: Fülle ich mein Recht oder erfülle ich meine Pflicht – bin ich König oder bin ich Knecht?

Moses wurde Knecht und führte die Israeliten aus Ägypten. Zu ihm hatte der Deus, denn die Zeit war jetzt gekommen, aus dem Dornbusch gesprochen. Sein Wille ist nicht Wunsch von unserem Wunsch, aber was Er will, das sei (also sprach er aus freiem Willen):

"Ich bin, der ich bin" –

vollendetes Mysterium, reines Sein, absolute Identität, radikale Einheit. Quelle und Ziel eigenen (und allen?) Seins und folglich Primat des Kosmos vor dem Chaos. Ich bin, der ich bin – ist die erste und letzte Kosmologie: Es liegt ein Sinn im Sein. (Was ist also Wahrheit?)

Jahrhunderte später: Die Stadt Davids und der Tempel Solomos wurden zerstört. Seitdem durchzieht eine Ascheschicht Jerusalems Boden. Die heilige Wohnstatt ist zerstört, der absconditus nicht mehr nur verborgen, sondern ganz gewichen in die letztgültige Sphäre des Göttlichen: die Transzendenz. Die heidnischen Gottheiten sind dagegen allesamt innerweltliche! Aber was meint das?

Transzendenz ist ein unmöglicher Gedanke, den nur denken kann, wer ihn bereits gefunden hat, und den nur finden kann, wer ihn bereits kennt, und den nur kennen kann, wer ihn bereits in sich trägt: der Mensch.

Während des auf die Zerstörung folgenden Exils fand Israel in sich selbst, im Menschen, einen Tempel. Denn der Mensch ist als Ebenbild geschaffen. Zugleich mit der größten Distanz zu Gott, denn Transzendenz ist das Ziel ihrer selbst, fand Israel die größte Nähe zu ihm in sich selbst. Das Bildnis, das sein darf, soll der Mensch selbst sein, indem er wird: Du sollst den anderen Bildnis sein, denn der Mensch sind wir. Was ist Liebe?

X. Intermezzo III: Materia mariae (buddheana)

Vom Mythos (Leda) gelangt der Mensch zum Logos, nicht mehr nebelhaftes Zeichen, sondern geschichtliche Person: Ma-

ria. Ihr wurde gesagt, was sein soll: durch sie das Soll im Sein. Das Soll (Logos) im Sein (Maria). Sie fragte sich gewiss: Sind wir wesentlich oder lediglich Gastgeber höherer Zusammenhänge – wie frei bin ich noch im Wissen um dieses Soll?

Höchste Freiheit ist die Aufhebung der Freiheit durch sich selbst. Auf dem Nullpunkt allen Wollens kehrt sich Wille in Empfang, denn Freiheit ist ein Berg: Ganz oben ist sie still in sich und will nichts mehr und nirgends hin. Da soll sie sein. Dort ist das Wesen des Selbst die Freiheit selbst – die Wesensfreiheit. Wesensfrei durfte das Soll zum Sein gelangen, indem Maria sich entschied und sagte: Mir geschehe, wie du gesagt hast.

Als Person wurde Maria geschichtlicher Träger einer übergeschichtlichen Idee: Der Mensch wird selbst das eine Bildnis, das sein soll, indem er wird, was er soll. Damit ist Maria Ausdruck eines kosmischen Prinzips: Materia mater, mater Maria, materia mariae. Das Wort ist sein Sinn.

Liebe ist, dass sei, was soll.

XI. Tekhenu / Testes temporis

Was bisher war, wird weiterhin sein in immer neuer Gestalt: Der Mensch in seinem Versuch, die Unereichbarkeit seiner selbst zu überwinden, sein Ringen um Wahrheit und seine Begegnung mit dem Anderen. Der Mensch ist alterslos in diesem.

Schon immer alt und immer älter sind dagegen die Zeugen dieses Ringens, die uns in Rom oft begegnen werden, Steine, alt wie die Welt: die Obelisken. Mit ihnen treten wir endgültig hinein in die geschichtliche Zeit.

Die Ägypter nannten sie Tekhenu. Sie durchbohren den Himmel wie Sonnenstrahlen die Wolken: von oben her! Sie sind von der Sonnengottheit ausgesendetes Licht, empfangen und in Stein gebannt durch den Gottkönig, den Pharao.

Viele von ihnen wurden anderthalbtausend Jahre nach ihrer ersten Aufstellung in die Ewige Stadt verschifft und das Licht, das sie bedeuten, strahlte fortan für den römischen Kaiser, der die Pharaonen unterworfen hatte, der also größer galt als diese. Der Kaiser war der Pontifex Maximus, der Oberste Brückenbauer zur göttlichen Sphäre wie zuvor der Pharao. Aber auch das römische Imperium fand ein halbes Jahrtausend später ein Ende. Wie das Imperium fiel, fielen auch die steinernen Sonnenstrahlen in Rom den Erdbeben zum Opfer. Die großen zerbrachen, einige wurden unter Stein und Staub begraben und manche gerieten in Vergessenheit.

Weitere anderthalb Jahrtausende später galt wiederum der Papst größer als der Kaiser vom Tiber und größer als der Pharao vom Nil, denn er rührt an die letztgültige Sphäre des Göttlichen, damit (anstelle des Reiches) Gott Alles in Allem sei. Das Licht, das die Obelisken bedeuten, strahlt seitdem für die catholici Pontifices maximi: Die alten Steine wurden wieder aufgerichtet, ihre Bruchstücke zusammengefügt und ihnen und damit auch der Stadt ein neuer Sinn gegeben. Das Licht der Sonne bleibt ein göttliches, aber es ist dies nur als Symbol für einen Menschen, der Gott, und Gott, der Mensch war. Aber die Sonne selbst ist als Gott entthront (denn sie ist innerweltlich, also geschöpflich, nicht schöpferisch). Die Tekhenu weisen Rom seitdem als Fenster zur Transzendenz aus.

Heute stehen in Rom acht altägyptische Obelisken: Obelisco Laterano, Obelisco Vaticano, Obelisco di Montecitorio, Obe-

lisco della Minerva, Obelisco Matteiano, Obelisco Flaminio, Obelisco Macuteo und der Obelisco di Dogali. (Die letzten vier wurden unter Ramses II. hergestellt, dessen Ziehbruder und Widersacher Moses möglicherweise war. Damit erinnern diese vier im christlichen und auch jüdischen Rom, wenn auch nur indirekt, an den Exodus, die Befreiung des Volkes Israel. Aber zugleich bedeuten sie fortwährende Präsenz dessen, der Unterdrücker jenes Volkes war. Rom ist damit Zeichen für beides: fortwährende Freiheit und fortwährende Bürde. Was ist Freiheit? Wahrheit kommt nicht ohne Widerspruch.)

Neben den ägyptischen stehen fünf altrömische Obelisken in der Stadt, also gemeinsam dreizehn, die aus der Antike stammen – und dreizehn müssen es sein, denn fünf zu acht zu dreizehn ist Phi, die goldene Zahl und golden scheint die Sonne des Logos Christos durch die römischen Straßen. Darüber hinaus sind dreizehn gleich zwölf plus eins: zwölf menschliche Säulen und eine göttliche. Diese eine ist dargestellt durch den einzigen Obelisken, der niemals umstürzte: den vatikanischen, vor dem Simon Petrus hingerichtet wurde – Petrus, der menschliche Fels, starb vor den Augen des göttlichen Felsens und als sein Stellvertreter.

(Zur Wahrheit der Zahlen gehört aber auch, dass womöglich ein vierzehnter Obelisk in Rom verschüttet liegt. Denn einer hat den Preis der Geschichte tragen müssen, ob Stein oder Mensch … Dieser symbolische Stein des Anstoßes liegt in der Erde unter San Luigi.)

Nirgends stehen mehr antike Obelisken als in Rom. Dort gibt es den einzigen Ort der Welt, von dem aus man drei von ihnen sehen kann. Dort sieht man weit, weiter als von anderswo. Kein Photon kann diesen Blick vermitteln, denn er geht nicht in diese Welt.

XII. Tagträumend: A Roma!

Die Reise war lang, das Ziel ist nah. In den Pfützen auf der Straße spiegelt sich der Himmel. Es hat geregnet, die Kleidung ist nass und noch immer fallen manche Tropfen. Wir erreichen eine Hügelkuppe und vor uns, in der Senke zwischen den Bergen liegt uns unveränderlich sich ändernd die Ewige Stadt vor Augen. Schön und geduldig.

Und plötzlich ist die Zeit verkürzt. Sie ist so kurz, dass aus ihr herauszufallen eine Gefahr ist. Mit jedem Schritt rafft sie sich, mit jedem Schritt wird die Gegenwart un- und das Vergangene gegenwärtiger. Alles Ephemere wird sich selbst gerecht: Die Tropfen verschwimmen im Flug mit ihrer eigenen Vergangenheit und Zukunft, werden zu einem senkrechten Faden und alle diese Fäden zu einem Schleier und dieser Schleier wird weicher, weicher, bis er schwindet und schließlich aufgehoben ist. Was bleibt? Nur warmfeuchte, kühltrockene Luft, die steif auf der Landschaft liegt. Was ist Wetter mehr als nur ein irdisches Akzidens der Zeit? Da stehen wir also (der zeitlose Körper ist gebannt), aber der Geist treibt langsam weiter.

Sieh' an: Ein einzelner Tropfen schwebt uns vor der Stirn. Er ist mit uns aus der Zeit gefallen.

Die Welt ist kopfüber in ihm gespiegelt. Jedes Haus, die Ruinen, die Kirchen und Paläste in diesem Tropfen ganz gefangen und verdichtet zu einem Panoptikum. Jedes Detail in diesem Bild ist außerhalb davon nur Mauerwerk. Asphalt, Blech, Kunststoff, Armut der Seele … Aber was wir sehen, in diesem Regentropfen, ist ein

Glanz des Ganzen, gebunden im Kleinsten, und eine Feinheit des Kleinen, unerschöpflich im Großen. Das Spezifische folgt dem Allgemeinen, aber das Allgemeine liegt im Vielen. Ein Bild von tausend Bildern. Wie schön ist es!

Wir nähern uns stumm der stillen, nassen Kugel, die vor unseren Augen schwebt. Kreisend bewegen wir uns um eine darin verborgen spürbare Mitte, bis wir schließlich von außerhalb wieder hineingeraten in die Zeit und damit in die Betrachtung des Zeitlichen – plötzlich weht wieder ein Wind, der Regen entschwindet aus der Ewigkeit und beginnt wieder sichtbar zu fallen. Die Luft ist mild und duftet. Vögel fliegen wieder und das Glockengeläut geht über die Landschaft hinweg.

Wer die Zeit von beiden Seiten kennt, sieht auch manche Dinge in ihrer Umkehrung, nämlich den Regen: In ihm scheint eine Sonne! Sie fällt ein in seine Unterwasserwelt und scheidet Wasser von Wasser, bis nur noch Tropfen bleiben: Wo es regnet, regnet es eigentlich mehr nicht als doch und darum ist der Regen das Wetter, das sich selbst nicht zu wichtig nimmt (ein ernster Regen hieße Flut). Zwischen den Tropfen ist das Wetter klar, dort scheint die Sonne – mir von Herz zu Herz. Grau ist ihr Gesicht, golden ihr Licht.

Jeder Strahl beleuchtet einen Tropfen, tausendfach gebrochen und unendlichfach gefügt zu Bildern in Bildern von Tropfen in Tropfen voller Bilder, in denen Türme und Kuppeln aufragen, Bauten ver- und Knochen wesen, Mosaike wirbeln wie goldener Staub, Abfälle flattern im Wind, Menschen eilen, Fresken leuchten und Düfte locken in den Gassen …

Wir nähern uns der ewigen Stadt. Jede Annäherung ist eine Freude … und hoffnungslos. Unbedeutend scheinen nämlich die einzelnen Blicke, verpassen sie doch alles und das, was sie sehen, ist nichts gemessen am Ganzen, das sie suchen. Dennoch hat ein Blick sie bereits vollständig gesehen, denn im Ewigen ist alles Eins und Einheit; in jedem Tropfen sehen wir eine Welt im Ganzen. Sie ist ein Symbolum und so ein jedes Ding in ihr: die eine Seite, die sichtbar ist, von zweien.

Natürlich ist das Regenwetter nicht nur irdisch. Von Frühlingstagen über Sommernächte gehen wir umher, lichtverwöhnt und doch in Kontemplation wie in einer zu späten Nacht, die vielleicht nur ein zu früher Morgen ist, der nicht wissen kann noch weiß, wohin er will … Jedenfalls treibt er fort und wir mit ihm. Vorbei an Brunnen durch schattigwarme Straßen hinein in Kirchen, Tempel, Katakomben und auch die römische Erde, in der verborgen das eigentliche Rom liegt, in dem der Regen sich wieder bindet, Tropfen um Tropfen aneinander fügt, bis gänzlich feucht die vielen Unterwelten im Wasser Einheit werden. Dort steht die Zeit still. Es ist die andere Seite des Symbolums, die unsichtbar ist.

Wie in Rom der Regen fällt, das weiß nur, wer ihn wirft. Aber wer ihn fängt, der ahnt: er fällt nicht ohne Richtung.